



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Goethe und Elise Schönemann. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

eben einladend für ihn, um ihn nach einer Neuanknüpfung seiner hiesigen Beziehungen streben zu lassen. Wenn man von Karatheodory Pascha absteht und von der durch den britischen und französischen Botschafter ihm zugewendeten Gunst, befand sich Rhereddin hier in isolirter Stellung und mitten unter Feinden ohne Freund. In Erwiederung auf die Bemerkung eines hiesigen Diplomaten, wie bedauernswerth es doch sei, daß ein von so guten Absichten geleiteter Staatsmann wie Rhereddin Pascha gleichwohl von allen Seiten angebellt werde, soll der Sultan, anspielend auf die Eigenart der herrenlosen Stambuler Hunde, keinen fremden Hund in ihrem Bezirk zu dulden, geäußert haben: „Er gehörte nicht zu den Hunden der Mahalle.“

Konstantinopel, Anfang August.

## Goethe und Elise Schönemann.

### I.

Vor einigen Monaten ist ein Büchlein über „Lili“, die Jugendgeliebte Goethe's aus seiner letzten Frankfurter Zeit, erschienen: Lili's Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht v. Dürckheim (Nördlingen, Beck, 1879). Der Verfasser desselben ist der Gemahl einer Enkelin Lili's; im Todesjahre Goethe's hat er die Tochter von Lili's ältestem Sohne geheirathet. Kindliche Pietät hat ihm, wie er selber sagt, die Feder in die Hand gegeben und den Muth verliehen, gestützt auf Familienerinnerungen und Briefe der Großmutter, dem Bilde, welches Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ von der Jugendgeliebten entworfen, ein andres, treueres an die Seite zu stellen.

Die Kritik ist dem Buche bisher, wie uns scheint, nicht ganz gerecht geworden. \*) Man hat es eine dilettantische Leistung genannt, die einen gewissen aristokratischen Tic zur Schau trage, und dann — das Schlimmste nach Ranke, was einem geschichtlichen Werke nachgesagt werden kann —: es enthalte doch eigentlich nichts Neues. Von diesen Urtheilen ist das erste allerdings kaum anzufechten. Der Verfasser ist jedenfalls kein Held der Feder, viel weniger ein wissenschaftlich geschulter Literarhistoriker. \*\*) Was er zu sagen hatte, hat er zwar leidlich

\*) Das neueste (August-)Heft von „Nord und Süd“ enthält einen Aufsatz aus der Feder von F. v. Weech, der eine erfreuliche Ausnahme bildet. Ann. d. Red.

\*\*) Auf S. 3 zitiert der Verfasser einen Ausspruch, den „der greise Wieland“ über Goethe gethan. Dieser „greise Wieland“ war, als er jene Worte sprach, netto 42 Jahre alt! 40

gruppirt, aber seine Darstellung ist unbeholfen, bisweilen geradezu unlogisch und selbst grammatisch falsch; die reiche Literatur, die mit seinem Stoffe zusammenhängt, kennt er nur sehr zum Theil; ungenaue Citate und verkehrte Orthographie machen ihm eben keinen Kummer; und endlich hat auch seine Durchsicht des Druckes dem Korrekturstift des Lesers eine reichliche Nachlese gelassen.\*) Der zweite Vorwurf aber ist unbillig. Es ist ein ganz bescheidenes Buch, das der Verfasser bietet, ein Buch, das ohne jede Prätention auftritt, und das nicht im entferntesten von Familieneitelkeit eingegeben ist. Wenn doch die raschlebige Gegenwart in unsern bürgerlichen Kreisen etwas mehr von jenem pietätvollen Familienkultus übrig gelassen hätte, den man hier als „aristokratischen Tic“ belächelt hat; es würde vielleicht manches besser bei uns stehen. Noch unbegründeter endlich ist der Vorwurf, daß das Buch nichts Neues enthalte. Aus der Zeit freilich, wo Goethe's Verhältniß zu Lili spielte, kann der Verfasser keine neuen Dokumente beibringen, kein Briefchen, kein Gedichtchen, auch nicht das geringste Papierschnitzel. Er theilt allerdings eine ziemlich ausführliche Auslassung (in französischer Sprache) mit, die ihm in seiner Bräutigamszeit (1832) die Tochter Lili's über den wahren Verlauf von Goethe's Verhältniß zu ihrer Mutter gemacht haben soll, und diese Erzählung klingt im ganzen recht verständig und wahrscheinlich; frappirt wird man höchstens durch den einen Zug, daß, nachdem Lili durch ihre Mutter nach und nach auf die nothwendige Trennung von Goethe vorbereitet worden sei, man ihrer Standhaftigkeit endlich den Gnadenstoß (le coup de grâce) versetzt habe durch Enthüllungen über Goethe's früheres Verhältniß zu Friederike Brion. Aber wir legen nicht blos auf diesen Zug, sondern auf die ganze Erzählung, von der man ja nicht einmal erfährt, ob sie nach jehiger Erinnerung oder nach damaliger Niederschrift hier veröffentlicht wird, kein großes Gewicht; sie kann auf jeden Fall nur für eine sehr abgeleitete Quelle gelten. Viel wichtiger ist es, daß der Herausgeber über das spätere Leben Lili's, von ihrer Verheirathung an bis zu ihrem Tode, zum ersten Male genauere Kunde gibt und seine Schilderung mit einer Auswahl aus dem erhaltenen Briefwechsel Lili's aus den Jahren 1783—1815 begleitet. Das Bild, das unzweifelhaft echte Bild, das wir aus dieser Schilderung und diesen Dokumenten gewinnen, weicht so wesentlich ab nicht sowohl von dem, welches Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ entworfen hat — denn wo entwirft er denn überhaupt eins? — als vielmehr von dem, welches namentlich durch

\*) Von der Darstellung des Verfassers nur eine Probe. S. 29 heißt es: „Dieser ruhige Freund erschien Lilli in Bernhard Friedrich von Türckheim . . . Er war der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Banquiers . . . Seine beiden Söhne, Johann und Bernhard Friedrich, erzog er in denselben Gesinnungen zc.“ Hier wird also B. F. Türckheim zu seinem eignen Sohne gemacht!

Lewes' (Gott sei's geklagt!) in Deutschland nun einmal verbreitete Goethe-Biographie gäng und gäbe geworden ist, daß die totale Verlehrtheit des letzteren noch viel deutlicher als bisher in die Augen springt.\*) Aber auch auf Goethe's eigne Darstellung fällt aus der Schilderung des Verfassers ein Widerschein, der stark genug ist, gewisse Schattenpartieen derselben in erfreulicher Weise aufzuhellen. Und insofern bietet das Buch allerdings auch für Goethe's Leben etwas Neues und auch dem intimsten Kenner der Goethe-Literatur mindestens eine willkommene Bestätigung für Thatsachen, die jeder Besonnene wohl bisher auch schon ahnen, aber doch nicht recht mit Händen greifen konnte.

Eckermann gegenüber soll Goethe über Lili geäußert haben: „Sie war in der That die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen nur leicht und oberflächlich. Meine Neigung zu Lili hatte etwas so Delicates und Eigenthümliches, daß es jetzt in der Darstellung jener schmerzlich-süßen Epoche auf meinen Stil Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung lesen, so werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz anderes ist, als eine Liebe in Romanen.“ Undenkbar ist es nicht, daß Goethe diese Aeußerung, die, cum grano salis genommen, selbst einer Stein gegenüber zu Rechte besteht, wirklich gethan hat, obschon sie durch die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ wenig bestätigt zu werden scheint. Die dort auf Lili bezüglichen Partieen, welche auf Buch 16—20 vertheilt und fortwährend durch andere Dinge unterbrochen sind, hat Goethe sehr spät, zu verschiedenen Zeiten, nicht in der Reihenfolge und unter Bedenlichkeiten niedergeschrieben. Als er auf seiner Reise in die Rheinlande 1815 am 3. Oktober mit Sulpiz Boisserée von Heidelberg nach Karlsruhe fuhr, kam ihm sein Verhältniß zu Lili in den Sinn, und er sprach davon, daß er wegen dieser Jugendgeliebten — die damals noch am Leben war — in Verlegenheit sei, seine Lebensbeschreibung fortzusetzen. Boisserée suchte ihm das auszureden. Aber die Arbeit wurde trotzdem nicht gefördert: bis 1831 hat Goethe über dem vierten Theil (Buch 16—20) zugebracht. Trotzdem gilt auch von diesen Partieen über Lili, was von der „Sesenheimer Idylle“ und schließlich von „Dichtung und Wahrheit“ überhaupt gilt: sie bilden eine Erzählung von wunderbar überlegter künstlerischer Anordnung und Steigerung und von höchster innerer, poetischer Wahrheit, und es ist das unerfreulichste Ge-

\*) Daß das Buch des Engländers Lewes seit 1849 in Deutschland elf Auflagen erlebt hat und noch immer gekauft wird, trotzdem daß es durch die Goethe-Forschung längst überholt ist, während eine so tüchtige, gehaltvolle und besonnene Arbeit, wie Viehoff's Goethe-Biographie, die sich stets auf der Höhe der Forschung gehalten hat, es in derselben Zeit zu vier Auflagen gebracht hat, ist eine Schande für Deutschland. Aber es ist so echt deutsch!

schäft, diesen schönen, planvollen Bau des Dichters zerstören, die einzelnen Bauglieder umordnen und hie und da neue Bausteine einflücken zu müssen; die „Dichtung“ freilich bläht man auf diese Weise aus dem Ganzen hinaus, aber damit auch die lebendige Einheit; was man an die Stelle zu setzen hat, ist ein Mosaik, ein Aggregat, aber kein Organismus. Und doch kommt man um dieses unerquickliche Geschäft nicht herum, wenn man die „Wahrheit“ feststellen will; denn es ist theils bestimmt nachweisbar, theils wenigstens zu vermuthen, daß Goethe in seiner sozusagen zeitlosen Darstellung bald unabsichtlich, bald aber auch absichtlich die Ereignisse in anderer Reihenfolge vorführt, als sie sich zugetragen.

Die Hauptkontrolle für Goethe's Erzählung über Lili bilden seine mit dem 26. Januar 1775 beginnenden Briefe an Auguste Stolberg, die zuerst 1839 veröffentlicht worden sind. So seltsam das überspannte platonische par-distance-Verhältniß Goethe's zu dieser Dame, die er in seinem Leben nie gesehen, neben der glühenden Leidenschaft für Lili herläuft, die aufgeregten Briefe, mit ihrer entschieden etwas affektirten Athemlosigkeit, die er während des Jahres 1775 an sie geschrieben hat, sind doch ein viel lebendigerer Spiegel seiner Liebe zu Lili als die vorsichtig reservirte, gemessene und gezirkelte Darstellung des 70 jährigen Dichters. Auf diesem doppelten Fundamente, der Selbstbiographie und den Briefen an die Stolberg, hat denn auch Dünker 1852 in seinen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit“ (S. 262—405!) Goethe's Verhältniß zu Lili und zu Auguste Stolberg mit einander verslochten geschildert, freilich, nach seiner bekannten Art, zugleich de multis rebus et quibusdam aliis geschrieben; das Ganze ist eigentlich nur eine Materialsammlung, und das Bild, das doch enthüllt und gezeigt werden soll, wird vielmehr unter einem Haufen von Schutt begraben. In der folgenden Zeit ist diese Materialsammlung mannigfach vermehrt worden. 1857 hat E. Fügler in seinem „Puppenhaus“ interessante Mittheilungen über Lili gemacht, 1869 wurde zuerst — in diesen Blättern — der merkwürdige Bericht der Frau v. Egloffstein über angebliche Bekenntnisse Lili's aus dem Jahre 1794 veröffentlicht, 1875 folgten die Briefe Goethe's an Johanna Fahlmer und vor kurzem die an Sophie von La Roche, in denen beiden die Goethe-Lili-Affaire wiederholt ihr Echo findet, und hierzu kommt nun als neuester Beitrag das Buch des Grafen Dürckheim. Daneben müssen natürlich, wie für alle Goethischen Erlebnisse, so auch für die vorliegenden, seine gleichzeitigen Dichtungen als Quelle gelten. Von solchen kommen hier in erster Linie die Lieder in Betracht, die dem Verhältniß zu Lili entsprungen sind. Aber auch die dramatischen Arbeiten jener Zeit, namentlich „Erwin und Elmire“ und „Stella“, darf keiner ungelesen lassen, der vollständig in Ton und Stimmung jener bewegten Tage sich versetzen will, wenn sie ihm auch nicht gerade konkrete

Züge an die Hand geben werden. Endlich aber darf Löper's reichhaltiger Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ nicht ungenannt bleiben, aus welchem sich ja — mit einiger Geduld — fast alles, was zur Kontrolle des Textes dienen kann, zusammenfinden läßt.

Im Folgenden versuchen wir, mit Hilfe des ganzen jetzt vorhandenen Materials den Verlauf der Begebenheiten noch einmal kurz zu skizziren. Etwas Neues dabei zu bieten, beanspruchen wir nicht, nicht einmal etwas Neues in der Auffassung. Unsere Absicht ist nur, das Material bequem und übersichtlich vorzulegen, damit der Leser sich selbst das Urtheil bilden könne.

Elise Schönemann war etwas über 16 Jahre alt, als Goethe, damals 25-jährig, sie kennen lernte. Sie war geboren am 23. Juni 1758 und war die einzige Tochter aus einer der angesehensten Bankierfamilien Frankfurt's. Der Vater war schon 1763 gestorben, und seitdem führte die Mutter, eine geborne d'Orville, gemeinschaftlich mit einem Theilhaber das Bankgeschäft und leitete die Erziehung Elise's und ihrer vier von sechs am Leben gebliebenen Brüder. Die Familie war reformirt und stand durch die Mutter mit den zahlreichen vornehmen Refugiés in Frankfurt, den Gontard, Passavant, Jeanrenaud u. a., in Verbindung. Das Schönemann'sche Haus, „zum Liebeneck“, lag am großen Kornmarke neben der reformirten Kirche; es war nach des Vaters Tode 1770 von der Mutter für nahe an 80 000 Gulden angekauft und kostbar eingerichtet worden.

In glänzenden Verhältnissen wuchs Lili heran. Durch ausgedehnte Geschäftsbeziehungen war das Haus Schönemann zu beständiger Repräsentation genöthigt und wurde stets mit einem gewissen Luxus geführt. Trotz dieses äußeren Glanzes wurden aber die Kinder einfach erzogen und zur Thätigkeit angehalten. Lili hatte glückliche Anlagen; sie zeichnete hübsch und mit Kunstsinne, ihre Fertigkeit im Klavierspiel wurde gerühmt, und ihre anmuthige Stimme bezauberte jeden Hörer; doch auch zur Sorge für das Hauswesen wurde sie früh von der Mutter angeleitet. Ihre äußere Erscheinung muß höchst reizvoll gewesen sein. Auf zierlich gestalteten Schultern schwebte ein anmuthiger Kopf vom schönsten Oval, mit fein geregelten Zügen; blondes Haar, große dunkelblaue Augen mit dem Ausdruck reinsten Herzensgüte, ein reizend lächelnder Mund; dazu das Geschick, mit einfachen Mitteln, mit einer Blume, mit einem grazios gewundenen Bande sich zierlich zu schmücken — so schildert sie Graf Dürckheim, und seine Schilderung wird bestätigt durch das Porträt, welches er „nach dem besten Familienbilde“ in Lichtdruck hat herstellen lassen und seinem Buche als Titelbild beigegeben hat.

Am einem Dezemberabend 1774 war es, wo Goethe zum ersten Male in das Schönemann'sche Haus eingeführt wurde. Es gab eine große Gesellschaft im

Hause, bei der eine musikalische Abendunterhaltung abgehalten wurde, und Goethe, von dem wohl oft genug die Rede gewesen, und auf dessen persönliche Bekanntschaft man neugierig war, wurde von einem Freunde — vielleicht von dem Musikus Kayser, der auch der Familie Schönemann befreundet war und dort Musikunterricht gab — mitgenommen. Goethe selbst hat in „Dichtung und Wahrheit“ diese erste Begegnung anziehend geschildert. Kurz nach seinem Eintritt ins Zimmer setzte sich Lili an den Flügel und spielte mit großer Fertigkeit und Anmuth eine Sonate. Er sagte ihr darauf, wie er sich freue, „daß die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich mit ihrem Talent bekannt mache“, und schon an diesem Abend glaubte er „eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden“. Er wiederholte dann „nach schicklichen Pausen“ seinen Besuch, „da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weiffagen schien“. Aber es währte nicht lange, so erschlossen sich gegenseitig ihre Herzen, und eines war wider Willen an das andere gefesselt.

Seit der aufregenden Weklarer Zeit war Goethe jedem Liebesverhältniß aus dem Wege gegangen. Zu Weihnachten 1773 schreibt er an Kestner, daß ihn in Frankfurt „weder Liebe noch Hoffnung eines Amts“ halte. Während des ganzen Jahres 1774 mag ihm seine Stellung zu Maximiliane La Roche, die seit dem Januar 1774 an den Frankfurter Kaufmann Brentano verheirathet war, aber zu Goethe eine viel stärkere Zuneigung hatte als zu dem ihr aufgenöthigten Mann, manchen Kummer bereitet haben; um Maximiliane's und seine eigne Ruhe zu wahren, mied er das ganze Jahr über den Verkehr im Brentano'schen Hause. Um so stärker brach jetzt die lange verhaltene Flamme seiner Leidenschaft' Lili gegenüber hervor. Lili ihrerseits fühlte sich wohl zum ersten Male in den Banden einer ernstern Neigung. Ohne Zweifel war das schöne und liebenswürdige Mädchen, die einzige Tochter des für reich geltenden Hauses, auch vorher schon von Verehrern umschwärmt worden; aber eine Zuneigung hatte sie wohl, schon wegen ihrer großen Jugend, zu keinem von allen gefaßt. Wir wissen wenigstens, daß sie von der Mutter, ehe Goethe sie kennen lernte, einem Better Namens Manskopf zugebacht war, dieser Plan aber an Lili's völliger Gleichgiltigkeit scheiterte. Goethe's überwältigendem Wesen konnte sie sich nicht entziehen. Seine strahlende Schönheit, die selbst die Männerwelt entzückte, seine überquellende Jugendkraft, sein geistvolles Gespräch und vor allem der dichterische Nimbus, der den Verfasser des „Götz“, des „Werther“, des „Clavigo“ umgab — wie hätte alles' das sie nicht bezaubern sollen! „Sie konnte nicht läugnen,“ sagt er selbst, „daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen, an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden sei. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenk-

lichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von mir angezogen worden.“

Aber von Anfang an kam die Poesie dieser aufkeimenden Liebe in schmerzlichen Konflikt mit der Prosa der umgebenden Verhältnisse. Nach der ersten Begegnung hatte Goethe die Geliebte zunächst wohl nur allein oder in Gegenwart der Mutter in ihrer Häuslichkeit wiedergesehen. Wollte er öfter um sie sein, so mußte er sich entschließen, sie „in ihren Zirkeln“ zu sehen, mußte sich in das Gesellschaftstreiben mischen, welches die Wintermonate in dem vornehmen Hause ausfüllte, Bälle, Konzerte, Abende am Spieltisch mit in Kauf nehmen, und hieraus erwuchs ihm „mannichfaltige Pein“. Die gesellschaftliche Sphäre, in die er versetzt wurde, war ja eine ganz andre, als er sie gewöhnt war. Bisher hatte er sich in kleinbürgerlichen Kreisen bewegt, und auch die Mädchengestalten, die ihn angezogen, hatten auf diesem Hintergrunde gestanden. Mit Friederike in Sesenheim hatte er in der stillen Laube des Pfarrgartens gegessen, mit Lotte und Kestner in Wehlar war er in trautem Gespräche durch die Felder und Wiesen geschlendert. Die neue Geliebte stand mitten in vornehmen, glänzenden Salonkreisen, die Gesellschaft machte Anforderungen an sie, sie mußte, so jung sie war, ihre Mutter in den Aufgaben der Repräsentation unterstützen, den zahlreichen Gästen gegenüber freundlich und liebenswürdig sein. Das mit ansehen zu müssen, war dem Dichter eine Pein. Er wollte die Geliebte für sich allein haben, von ihm sollte ihr Herz ausgefüllt sein, hier aber rückte er herab auf die Stufe jedes unbedeutenden Gesellen, der in der Gesellschaft sich breit machte — es war eine unbehagliche Situation. Um der Gesellschaft willen hätte ihm das ganze Verhältniß verleidet werden können, in seinem Selbstgefühl erschien es ihm wohl manchmal, als ob das ganze Treiben seiner unwürdig sei, und doch, um Lili's willen ertrug er alles. Trat sie ihm doch gerade in diesem Treiben doppelt reizend und anziehend entgegen; hätte er doch „um Vieles der Freude nicht entbehrt, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sei auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen“. Dazu kam aber ein andres. Von vornherein mag das Interesse Lili's für den Dichter in den Kreisen der Freunde und Bekannten des Hauses allerhand Beurtheilungen ausgesetzt gewesen sein, und so hatte sie doppelten Grund, in der Gesellschaft zurückhaltend gegen ihn zu sein und auch ihn in gewissen Grenzen zu halten. Zwar „sprach jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln ein verborgenes edles Verständniß aus“; dennoch konnte dies seine eifersüchtige Laune nicht beschwichtigen: „in den Umgebungen und Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!“

Lebendig malt den Zwiespalt, in dem er sich damals befand, ein Brief

an Auguste Stolberg vom 13. Februar 1775. Der Dichter kommt sich vor, als ob eine Verwandlung mit ihm vorgegangen, als ob ein zweites Wesen von ihm abgezweigt worden sei. „Wenn Sie sich, meine Liebe, — schreibt er — einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglatze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts Goethe, der Sie manchmal vergift, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuche, und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühlen der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maasse auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen.“ Zwei Tage später schreibt er auch an Sophie La Roche, sich entschuldigend, daß er wochenlang nicht geschrieben: „Hernach bin ich auch so ein Fastnachts Goethe in Schwarm und Saus, daß nichts mit mir anzufangen ist.“

Aus diesen Februartagen stammen die beiden herrlichen Lieder, die denselben Empfindungen dichterischen Ausdruck geben: „Herz, mein Herz, was soll das geben?“ und „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“. Mit hinreißender Wahrheit und Lebendigkeit malt das erste die dem Dichter selbst unfaßbare Wandlung, die mit ihm vorgegangen, seit er von dem unzerreißbaren Zaubersädchen des „lieben, losen Mädchens“ gefesselt ist; das zweite athmet dieselbe Stimmung, bringt aber vor allem die profaische Rehrseite seiner Lage zum Ausdruck. Es ist, als ob er den Brief an die Stolberg in Verse gebracht hätte, wenn er singt:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,  
 Ach, in jene Pracht!  
 War ich guter Junge nicht so selig  
 In der öden Nacht?

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern  
An dem Spieltisch hältst?  
Oft so unerträglichen Gesichtern  
Gegenüberstellst?

Auch noch eine dritte Strophe an Lili gehört dieser Zeit an: die Zeilen, mit denen er ihr „Erwin und Elmire“, das Ende Januar zum Druck fertig geworden war, widmete:

Den kleinen Strauß, den ich hier binde,  
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.  
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!  
Der kleine Strauß, er kommt von mir.

Die winterlichen Vergnügungen endeten am 28. Februar mit einem Fastnachtsball, den Goethe an Lili's Seite genoß. Die folgenden Wochen, wo er wohl ungestörter als bisher mit der Geliebten verkehren konnte, waren nicht dazu angethan, seine Leidenschaft abzukühlen; im Gegentheil, sein Herz stand in vollen Flammen, das ganze Verhältniß drängte bereits zu einer Entscheidung. Aber je enger er sich an Lili gekettet sah, umsomehr hangte ihm vor dem Gedanken, sich für immer zu fesseln; zudem war bisher weder Lili's Mutter noch Goethe's Eltern für die Verbindung gewonnen, und so schwankte und zweifelte und zauderte er und wagte nicht, den entscheidenden Schritt zu thun. Am 19. März schreibt er an die Stolberg: „Mir ist's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär' ich im Himmel“, und am 25. März an Herder: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfäden, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon so lange in rotirender Oscillation auf- und zutrille, sich endlich knüpfen wollten“, was Herder so verstand, wie es zu verstehen war, und wie er es Anfang Mai in einem Briefe an Hamann reproduziert: „Goethe geht in Heirathsgedanken.“

Der unangenehme Beigeschmack, den das Gesellschaftstreiben der Wintermonate seinem zärtlichen Verhältniß gegeben, machte sich aufs neue fühlbar, als die Ostermesse, die 1775 am 2. April ihren offiziellen Anfang nahm, thatsächlich aber stets schon einige Tage vor dem Termin begann, der Familie Schönemann die üblichen Meßgäste zuführte. „Alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der lebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu sein, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter mit dem Behagen eines

Grenzboten III. 1879. 41

gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Danksmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätzeln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde . . . . Aber unter diesem Zudrang versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit Wenigem das Beste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien." Das ist die Schilderung, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ von dem Verkehr im Schönemann'schen Hause, wie er zur Michaelismesse 1775 sich entwickelte, entwirft, die aber natürlich vollkommen auch für die Ostermesse zutrifft. In diesen Tagen mag das launige Gericht „Lili's Park“ entstanden sein, worin er den Schwarm ihrer Verehrer mit einer Menagerie, sich selbst mit einem Bären vergleicht, den sie auch

Unter die zahme Kompagnie gebracht  
Und mit den Andern zahm gemacht:  
Bis auf einen gewissen Punkt versteht sich!

schließlich aber andeutet, daß er sich stark genug fühle, die Fesseln jeden Augenblick wieder zu zersprengen. Goethe selber erwähnt das Gedicht, ohne über seine Entstehungszeit sicher zu sein, im Anschluß an seine Schilderung der Messgäste aus dem Herbst. Es liegt also nahe, es in den Frühling 1775 zu setzen. Das Bild von dem ungeleckten Bären begegnet uns in der Folge wiederholt in seinen Briefen, und auch in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er, daß er in manchen Familien, wo man damals ihn kennen zu lernen wünschte, „wegen oftmaligen unfreundlichen Abweizens“ als Bär angekündigt worden sei.

Aber mit den übrigen Gästen war auch eine Persönlichkeit nach Frankfurt gekommen, die in unerwarteter Weise dem unschlüssigen Liebhaber zu Hilfe kommen sollte, ein Fräulein Delph oder, wie Goethe selber sie schreibt, Delf. Sie leitete seit dem Tode ihres Bruders, 1761, mit ihrer Schwester zusammen ein kaufmännisches Geschäft in Heidelberg — „die Handelsjungfer Delphin“ wird sie in amtlichen Akten genannt — und stand mit Frau Schönemann wie mit anderen Frankfurter Häusern in geschäftlicher und freundschaftlicher Verbindung. Sie war damals 47 Jahre alt, kannte und liebte Lili von Jugend auf und besaß das ganze Vertrauen von Lili's Mutter. Köstlich ist die Charakteristik, die Goethe selber von der ziemlich determinirt angelegten Dame gibt, wie sie ihre ganze Freude daran gehabt habe, die Gelegenheit zu ersehen, einzugreifen, wo sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, und wie es ihr denn auch hier gelungen sei, durch Unterhandlungen mit Frau Schönemann und Goethe's Eltern, mit denen sie der Sohn auch bekannt gemacht hatte, unaufgefordert alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Eines Abends trat sie zu dem jungen Paare und brachte die Einwilligung. „Gebt Euch die Hände! rief sie mit

ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaubernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.“ „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden“ — fügt Goethe hinzu — „daß ich in dem Verlaufe meines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthé sei.“

Unmöglich konnte diese wunderliche Szene für eine förmliche Verlobung gelten. Goethe erzählt zwar: „Die durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit.“ Aber gerade der höchst private, unoffizielle Charakter des Vorganges konnte über seine Bedeutung nicht täuschen. Nach der Sitte jener Zeit pflegte eine feierliche Verlobung im Familienkreise der Hochzeit wenige Wochen vorherzugehen. So lange eine solche nicht stattgefunden hatte, konnte sich das junge Paar wohl als für einander „deklarirt“ betrachten, die „Förmlichkeit“ aber konnte schlechterdings nicht umgangen werden. Zu irgend einem Schritte aber, der dem Verhältniß hätte einen offiziellen Anstrich geben können, scheint vor allem Lili's Mutter vorläufig keine Neigung gehabt zu haben. Dies zeigte sich sofort, als ihr Bruder, Onkel d'Orville in Offenbach, der augenscheinlich Goethe ins Herz geschlossen hatte und sein Verhältniß begünstigte, den Versuch machte, eine kleine offizielle Feier in Szene zu setzen.

In Offenbach, am linken Mainufer, zwei Stunden von Frankfurt stromaufwärts gelegen, das damals auf der Grenze zwischen Dorf und Stadt stand, hatten sich ebenfalls französisch-reformirte Kaufleute niedergelassen, Fabrikgebäude und Villen erbaut, und vornehme Frankfurter Familien brachten vielfach die Sommermonate dort zu. Hier wohnte der schon bejahrte „Onkel Bernard“, der eine Schwester von Lili's Mutter zur Frau hatte, im eignen Hause, an welches große Fabrikgebäude sich angeschlossen, ferner der jüngere Onkel d'Orville, der Bruder von Frau Schönemann, in einem Gartenhause mit herrlichem Blick auf die nach dem Flußufer terrassenförmig sich hinabziehenden Gärten, endlich auch Johann André, der bekannte dilettirende Komponist, damals noch Kaufmann, später Musikalienhändler, der acht Jahre älter war als Goethe. Bei André kehrte Goethe ein, wenn er nach Offenbach ging; schon in der ersten Hälfte des März brachte er einige Tage bei ihm zu, als André mit der Komposition von „Erwin und Elmire“ beschäftigt war. Lili wohnte, wenn sie hinauskam, regelmäßig bei Onkel d'Orville. In dieser veränderten Szenerie und zum Theil auch veränderten Staffage spinnt sich Goethe's Verhältniß zu Lili mit dem Eintritt des Frühlings weiter. Goethe verkehrte frei und ungehindert in d'Orville's Hause. Auch dort wurde viel musiziert, André ging aus und ein, und so war der Verkehr zwischen den Liebenden leicht herzustellen.

Jedem unsrer Leser wird Goethe's ausführlicher Bericht über eine gestörte Feier von Lili's Geburtstag in der Erinnerung sein. Lili hatte — erzählt er — versprochen, an ihrem Geburtstag zu Mittag nach Offenbach zu kommen, und alle freuten sich darauf und trafen Vorbereitungen, sie herzlich zu empfangen. Da erschien am Abend zuvor Lili's Bruder bei Goethe mit der Meldung, daß es der Schwester „völlig unmöglich sei, morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können; sie bitte ihn aber, so herzlich dringend als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie ihm überlasse hinauszumelden, gemildert, ja versöhnt werde.“ Darauf will Goethe denn, rasch entschlossen, ein dramatisches Gelegenheitsgedicht, „Sie kommt nicht! ein jammervolles Familienstück“, das später verloren gegangen sei, dessen Inhalt er aber in „Dichtung und Wahrheit“ aus dem Gedächtniß reproduziert, entworfen und am Morgen hinausgeschickt haben. Mittags sei er dann selbst, Abends auch Lili nachgekommen. „Sie ward von heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Ausbleiben so viel Heiterkeit erlaube.“ „Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns,“ setzt Goethe hinzu, „um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war.“

Hier liegt eine der in der Einleitung erwähnten absichtlichen Verschiebungen der Thatfachen vor. Am 23. Juni 1775, am Geburtstage Lili's, war Goethe mitten auf seiner Schweizerreise begriffen und befand sich auf dem St. Gotthard. Das wußte er, als er die letzten Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ schrieb, sehr wohl, denn er besaß von dieser Schweizerreise sein Tagebuch. Vom 16. Juni an gibt er die bis dahin völlig zeitlos gehaltene Darstellung auf und berichtet tageweise seine Reiseerlebnisse. Aber um seinen Bericht mit der Geburtstagsgeschichte nicht in Kollision zu bringen, schreibt er statt des 16. Juni den 16. Juli und setzt die ganze Reise einen Monat später an. Es ist also klar, daß der aus Offenbach erzählte Vorfall, wenn er sich so oder ähnlich zugetragen, eine andere Veranlassung gehabt haben muß, und hier hat denn schon Dünker die einleuchtende Vermuthung ausgesprochen, daß es sich wohl um eine Feier zu Ehren des jungen Paares gehandelt habe, die Dufel d'Orville Ende April oder Anfang Mai in Offenbach habe arrangiren wollen. Löper meint, wenn diese Vermuthung richtig sei, dann würde Lili's Ausbleiben nur ihren richtigen Takt bewiesen haben. Einfacher ist jedenfalls der Gedanke, daß sie, wie Goethe selber andeutet, auf direkten Wunsch der Mutter wegblieb. Keinen Vorfall würde Goethe mehr Ursache gehabt haben als eine simple in den Brunnen gefallene Geburtstagsfeier darzustellen, als einen etwaigen miß-

glückten Versuch zu einer Verlobungsfeier, der dem Zurückgehen einer Verlobung zum Verwecheln ähnlich sah. Jedenfalls stand Anfang Mai die An gelegenheit für Goethe nicht sehr hoffnungsvoll. Er schreibt an Herder in diesen Tagen: „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freund' der Erde wäht' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen.“

Die Ursachen, welche eine dauernde Verbindung unmöglich erscheinen ließen, waren doppelter Art; theils lagen sie in den Verhältnissen, theils in den Personen. Goethe selbst spricht begreiflicher Weise fast ausschließlich von den ersteren. „Die Unzulänglichkeit der Mittel — schreibt er — die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte — er deutet auf die fleißige Arbeit in seiner Praxis — konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hatten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen. . . . Mit einiger Mäßigkeit mußte mein Haus, meine häusliche Lage in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtsein, das Ganze sei auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet? . . . Betrachtete ich mich in meinem Hause und gedacht' ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Circeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehn, wo in einem neugebauten, stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte. So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.“

Die Gründe, die Goethe hier entwickelt, haben sicher mitgewirkt. Goethe's Eltern lebten in sehr auskömmlichen, behaglichen Verhältnissen — aber was wollte das sagen gegen den Glanz und das Wohlleben im Schönemann'schen Hause? Ohne Zweifel wurden dort Stimmen laut, die eine Verbindung Lili's mit Goethe für eine Herablassung hielten und deshalb Lili zusetzten, von Goethe zu lassen. Das entgegengesetzte Gefühl herrschte auf der andern Seite. Dort hatte man eine gewisse Scheu, mit einer Familie in Verbindung zu treten, die auf einem weit höheren Fuße zu leben gewohnt war, und drängte um deswillen den Sohn, sich das Verhältniß aus dem Sinn zu schlagen. Frau Schönemann, eine „durchaus praktische Frau“, wie der Bruder Lili's sie nennt,

wollte wohl am liebsten einen Geschäftsmann zum Schwiegersohne haben; Goethe schien ihr nicht die nöthigen Bürgschaften zu bieten, daß er in eine reguläre Berufsthätigkeit einlenken und sich eine gesicherte äußere Lebensstellung erringen werde. Dazu kam, daß der endlose Klatsch, der gerade damals über die realen Grundlagen der Wertherdichtung in Umlauf war, den Dichter zwar zu einer äußerst interessanten Figur machte, deren Bekanntschaft auch den vornehmsten Kreisen schmeichelte, mit der man aber nicht gerade in Familienverbindung zu treten wünschte. Dem Vater Goethe's wiederum wollte Lili, „die Staatsdame, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, keineswegs anmuthen“; er hatte wohl auch den Argwohn, den, wie sich später zeigte, nicht unbegründeten Argwohn, daß der Luxus des Schönemann'schen Hauses nicht auf der festesten Grundlage ruhe. Und vielleicht wären die Eltern noch eher zu vereinigen gewesen; aber die beiderseitigen Geschwister, Lili's ältere Brüder, denen Goethe's singuläre Erscheinung unbequem sein mochte, und Goethe's Schwester Cornelia, die durch Lili allerdings sehr in den Schatten gestellt wurde, scheinen vor allem gegen eine Heirath eingenommen gewesen zu sein.

Doch alle diese Hindernisse wären zu beseitigen gewesen, wenn die beiden Liebenden fest zu einander gestanden hätten. War dem aber wirklich so? Nur von Lili wissen wir, daß sie mit unerschütterlicher Treue an Goethe hing und durch keine Macht sich von ihm wollte abbringen lassen. Aber Goethe? Er selbst gesteht: „Ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges wieder verschlungen fand, war wirklich von einem Stumpf-sinn befangen, von dem ich mich zu retten, mich immer mehr in gleichgiltige, weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.“ Hier liegt der entscheidende Grund. Goethe mag wirklich diesmal aus Heirathen gedacht haben; er arbeitete damals fleißig, suchte seinen juristischen Geschäftskreis zu erweitern und steuerte auf eine einträgliche Anstellung in Frankfurt los. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, wirklich Ernst zu machen. Der ruhige Besitz lockte ihn nicht, nur das Gewinnen und Erobern hatte Reiz für ihn. Ja, bei dem bloßen Gedanken, sich für das Leben zu binden, befiel ihn eine förmliche Angst, und so schwebte er unaufhörlich zwischen Liebesleidenschaft und Bangigkeit, Wollen und Nichtwollen, Zweifel und Entschluß — Weislingen, Clavigo, Fernando.

An einen eklatanten Abbruch des Verhältnisses war natürlich nicht zu denken, er war auch unnöthig, da eine offizielle Verlobung nicht stattgefunden hatte. Aber man konnte den Versuch machen, die Leidenschaften sich abkühlen, das Verhältniß langsam wieder einschlafen zu lassen. Dies war am ehesten

möglich, wenn sich Gelegenheit fand, die Liebenden ungezwungen eine Zeit lang von einander zu entfernen. Dann mußte sich's ja zeigen, ob sie einander würden entbehren können. Und diese Gelegenheit bot sich sehr bald.

In der zweiten Maiwoche 1775 kamen die beiden Brüder Stolberg nach Frankfurt und forderten Goethe auf, sie auf einer Reise in die Schweiz zu begleiten. Schnell entschloß er sich zur Theilnahme und trennte sich von Lili „mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied“. Von vielem Abschiednehmen war er nie ein Freund, er liebte es, wie seine Mutter, sich dergleichen Aufregungen zu ersparen. Am 13. Mai schreibt er an Sophie La Roche: „Endlich hab' ich's übers Herz gebracht und ziehe von Frankfurt“; Tags darauf wurde die Reise angetreten.

Die Abwesenheit Goethe's dauerte zehn Wochen, vom 14. Mai bis zum 25. Juli. Die Reisenden gingen über Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe nach Straßburg. Dort trennten sie sich am 27. Mai, und Goethe machte einen Abstecher, um seine Schwester zu besuchen, die seit dem 1. November 1773 an den Oberamtmann Schloffer in Emmendingen verheirathet war. Ueber Freiburg und Schaffhausen ging er dann nach Zürich, wo er vom 8. bis 15. Juni blieb und wieder auf einige Tage mit den Stolbergen zusammentraf. Hierauf trennten sie sich abermals; die Stolberge machten von Zürich aus für sich allein ihre Ausflüge, während Goethe mit seinem Freunde Passavant aus Frankfurt, den er zu seiner Freude unerwartet in Zürich getroffen, über den Zürichersee, Einsiedeln, den Rigi, den Vierwaldstädtersee, das Rütli und Altorf nach dem St. Gotthard ging, wo er am 22. Juni anlangte und am 23. verweilte. Die Rückreise führte ihn im Laufe des Juli wahrscheinlich über Ulm und Stuttgart nach Straßburg, am 25. Juli war er wieder im Hause der Eltern.

Eine Fülle der buntesten und zerstreuesten Eindrücke, die Kunst und Natur ihm boten, war unterwegs an seiner Seele vorübergezogen, mit einer großen Anzahl bedeutender Menschen war er in Berührung gekommen. In Darmstadt war er mit Merck zusammengewesen; in Karlsruhe hatte er zwar Klopstock nicht mehr angetroffen — sein Gedächtniß täuscht ihn, wenn er das erzählt —, aber er hatte zum ersten Male dem jungen Herzog von Weimar und dessen Braut gegenübergestanden, die ihn schon damals einluden, nach Weimar zu kommen; in Straßburg hatte er Lenz und Salzmann wiedergesehen, in Zürich mit Lavater und Bodmer verkehrt; auf der Rückkehr traf er in Zürich mit Klingler, zuletzt in Darmstadt noch mit Herder zusammen. Aber alles das hatte die Erinnerung an die Geliebte nicht aus seiner Seele verschrecken können, der Versuch, ob er Lili werde entbehren können, war als völlig gescheitert zu betrachten, ihre liebe Gestalt hatte ihn überall umschwebt.

Hätte es denn aber auch anders sein können? Einen Versuch sollte er

machen, Lili zu entbehren, aber entsprach dieser Versuch seinem Wunsche? Er war hinausgegangen, „hoffnungsvoll, ihre Schicksale zu verbinden“. Als er wegrief, hatte André eben „Erwin und Elmire“ fertig komponirt, und die Operette wurde in Goethe's Abwesenheit zum ersten Male im Mai 1775 in Frankfurt aufgeführt. Ohne Zweifel hoffte er von einer günstigen Aufnahme des Stückes auch für seine Stellung zur Familie Schönemann etwas. Daher schreibt er am 16. Mai von Mannheim aus an Johanna Fahlmer: „Wenn Erwin aufgeführt wird, bitt ich doch um eine Relation . . . Und ob Lilli drinn war?“ Am 22. Mai schreibt er aus Straßburg an dieselbe Freundin: „Nochühl ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl ich bin ein Thor, Allein drum bin ich's doch — und warum soll man das Lämpgen auslöschten, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmt“, und zwei Tage später: „Danke für den Brief, hoffe weiter! — Hoffe von der Vorstellung Erwins.“

Schwere Tage erwarteten ihn in Emmendingen bei der Schwester. Größere Gegensätze von Frauen als Lili und Cornelia sind kaum denkbar. Goethe's Schwester war weder schön noch sonderlich liebenswürdig; sie war nach Goethe's eigener Aeußerung „aller Leidenschaft und aller Sinnlichkeit baar“. Dazu war sie vergrämt und verbittert, weil sie in ihrer Ehe sich nicht glücklich fühlte. Eine gefährlichere Richterin über Lili konnte es nicht geben als Schlosser's Frau. Sie sah denn auch das Verhältniß ihres Bruders in düstern Farben und empfahl, ja befahl ihm aufs ernsteste, sich von Lili zu trennen. „Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört sein wollte in einem gemüthlichen Gespräche mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten. Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft in's Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwägiger Vertraulichkeit Alles haarklein vorgetragen. Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.“ Ueber die Person dieses „Ohrenbläfers“ läßt sich nichts auch nur annähernd vermuthen. Aber obwohl Goethe der Schwester in manchen Stücken Recht lassen mußte, zu einem Versprechen konnte er sich nicht verstehen und verließ

Emmendingen „mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt“. Auf dem Züricher See entstand am 15. Juni das köstliche Lied: „Und frische Nahrung, neues Blut“, in dessen mittlerer Strophe plötzlich wieder die Erinnerung an Lili auftaucht und die Freude an der Herrlichkeit der Natur unterbricht:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?  
Goldne Träume, kommt ihr wieder?  
Weg, du Traum, so gold du bist!  
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Und als er nach fröhlicher Wasserfahrt noch einmal den See von den dahinterliegenden Bergen herab überblickte, schrieb er in sein „Gedenkbüchchen“ die Verse:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,  
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!  
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,  
Wär', was wär' mein Glück?

Am Nachmittage desselben Tages kam er nach Kloster Einsiedeln. Dort betrachtete er die alterthümlichen Kostbarkeiten der Klosterkirche. In einem Schranke fesselte seine Blicke unter verschiedenen goldenen Kronen auch eine Zackenkrone, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen“. „Ich erbat mir die Erlaubniß, das Krönchen hervorzu nehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden.“

Und nun, eine Woche später, als er auf dem St. Gotthard stand, da war der 23. Juni — Lili's Geburtstag! Was mögen da für Empfindungen seine Brust durchwogt haben! Der Vater hatte ihm bei der Abreise empfohlen, „einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen!“ Aber alle Herrlichkeit des Südens, auf die er herabschaute, verblüht vor dem Glanze des Augenpaares, das nach der Heimat ihn zurückzog. „Die Lombardie und Italien lag als ein Fremdes vor mir: Deutschland als ein Bekanntes, Liebwertes, voller freundlichen einheimischen Aussichten, und sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfassen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldenes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es unknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es.“ Auch dieser Augenblick ist in einem Gedichte festgehalten. Es sind die schönen Strophen: „Angedenken du verklungner Freude.“ Goethe selber setzt

Grenzboten III. 1879.

sie nach der eben aus „Dichtung und Wahrheit“ mitgetheilten Szene ein und fügt hinzu, daß sie „dadurch veranlaßt“ worden seien. Nicht also dabei entstanden, wie man gewöhnlich ohne weiteres annimmt. Löper bemerkt sehr richtig, daß in jenem Augenblicke der Dichter unmöglich von einem „zerrissenen Seelenbände“ und von „des Gefängnisses Schmach“ hätte sprechen können, nachdem er eben erst auf und am Züricher See seiner Liebe den wärmsten Ausdruck gegeben. Er meint, da es dem Gedichte an allem schweizer Charakter fehle, der allen übrigen in der Schweiz entstandenen Gedichten Goethe's, wie der Elegie „Euphrosyne“, dem „Gesang der Geister über den Wassern“, unverkennbar aufgeprägt sei, so werde es wohl erst der Weimarischen Zeit angehören, und die „fremden Lande und fernen Thäler und Wälder“ lägen in Thüringen, nicht in der Schweiz. Das letztere möchten wir bezweifeln. „Flieh' ich, Lili, vor dir!“ — so konnte er doch nur mit Bezug auf die Schweizerreise sprechen. Aber das ist wohl zweifellos, daß das Gedicht nicht auf dem Gotthard selbst, sondern nur in der Erinnerung an jenen Augenblick — wer weiß, wie lange er das goldene Herz auch später noch am Halse trug? — niedergeschrieben wurde.

So warf er denn den Gedanken, nach Italien hinabzugehen, von sich und kehrte nach Deutschland zurück. Sehnsüchtig blickte er auf der Rückreise von der Höhe des Straßburger Münsters „vaterlandswärts, liebwärts“, wie er in seiner „Dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1775“ schreibt; Ende des Monats hatte er das Ziel seiner Sehnsucht wieder erreicht.

## Unsere Familiennamen.

Wenn wir berühmte Namen wie Luther oder Goethe aussprechen, so treten uns unwillkürlich die Gestalten jener Geistesheroen vor die Seele; wir erinnern uns an die rettende That des großen Reformators, der uns aus den Banden Rom's befreit hat, wir denken an die Meisterwerke unseres größten Dichters — daß aber diese Namen auch an sich eine Bedeutung haben, daß Luther soviel wie Lothar ist und „Ruhmesheer“ bedeutet, daß Goethe eine Roseform für Gottfried ist, kommt selten einem in den Sinn. Wir haben uns eben gewöhnt, bei Eigennamen den Träger des Namens mit dem Namen selbst zu identifiziren, und bekümmern uns wenig darum, was der Name an sich ursprünglich zu bedeuten hat. Und doch ist es nicht uninteressant, einmal den Bedeutungen der Namen nachzugehen: wir gewinnen dabei manchen lehrreichen Einblick in die